

# DIE FACKEL

Nr. 53

WIEN, MITTE SEPTEMBER 1900

II. JAHR

**H**err Schlenther ist höflich und Herr Schnitzler ist indiskret. Das sind die Überraschungen, die die Theatersaison schon in ihren ersten Anfängen den erwartungsvollen Premierenläufern gebracht hat. Mindestens hat sich ihnen Herr Schnitzler von einer neuen Seite gezeigt. Höflichkeit ist eine bereits notorische Eigenschaft des Burgtheaterdirektors, seit dem Tage, da er dem Intendanten und vormaligen Leiter der Stadterweiterungs—Kommission, Herrn v. Plappart, zurief, die Leute, die früher in den Vororten wohnten, könnten jetzt von sich sagen: Auch wir sind Wiener, unsere Kinder werden in Wien geboren, — »dank der tätigen Mithilfe Eurer Exzellenz!« ... Die Höflichkeit des Herrn Schlenther hat sich seither nicht nur in Ansprachen an Vorgesetzte bewährt. Er war auch zu höflich, die Trümmer aus dem Wege zu räumen, in die sein schneidiger Vorgänger die Burgtheaterherrlichkeit verwandelt hat. Und als darum die journalistischen Freunde Burckhards ihn selbst für den Zerstörer zu halten anfangen, war er höflich genug, Mitglied der »Concordia« zu werden und den Führer der kritischen Opposition bei einem Festbankett mit Zeus, der in den Wolken thronet und über die Gesicke des Burgtheaters entscheidet, zu vergleichen. Die Bitte, Zeus der Verdonnerer möge sich der Direktionsführung Schlenthers gnädig erweisen, ward bekanntlich nicht erhört. Herr Ludwig Speidel, der die Entwicklung des Burgtheaters durch dreißig Jahre mit schönen Inhaltsangaben begleitet hat und dessen kritisches Wort den Werdegang keiner dramatischen oder schauspielerischen Begabung zu bestimmen oder auch nur zu hemmen vermochte, hat sich seit jenem Trinkgelage, da seine Johannistriebe so sorgsam begossen wurden, zu fühlen begonnen. Das Gerücht, daß von seinem siebzigsten Geburtstage an in der 'Neuen Freien Presse' kein reines Deutsch mehr zu finden sein werde, wollte er kräftig dementieren, er griff nach längerer Ruhepause wieder zur Feder und hat sie neulich in kriegerischer Stimmung gebraucht, um seinen Namen unter einen Protest zu setzen, den mehrere Rezensenten gegen eine Entschließung Schlenthers losgelassen hatten.

Eine Entschließung Schlenthers! ... Seine Höflichkeit hatte ihn lange genug von ihr zurückgehalten. Das ist die tragische Schuld des Mannes, der, wenn er gegen den guten Geist des Burgtheaters nichts weiter verbrochen hätte, als daß er Herrn Schnitzler am 13. Februar seine Unentschlossenheit bezüglich der Annahme eines Stückes, am 17. Juni seine Zweifel an dessen Erfolg und am 2. September seinen Willen zur Ablehnung kundgab, seit langem der erste würdige Leiter des Burgtheaters wäre. In diesem Falle liegt gegen Herrn Schlenther nichts anderes vor, als daß er einem harthörigen Autor, der aus seinen verschiedenen Briefen längst Klarheit über die Situation gewinnen mußte, mit der ihm eigenen Höflichkeit begegnet ist, und daß er zur Ablehnung eines Werkes von Arthur Schnitzler, dem das Burgtheater ein Repertoirestück verdankt, aus Dankbarkeit mehrere Monate gebraucht hat. Wenn Herr Schlenther — er sprach nicht, wie Iphigenie, vergebens viel, um zu ver-

sagen, Herr Schnitzler hat von allem *nie* das Nein gehört — sich vorweg das Erstaufführungsrecht sichern wollte, so kann nur die verstellte Blödigkeit seiner kniffigen Gegner daraus den Vorwurf des »Wortbruches« gegen ihn ableiten wollen; die theaterkundigen Herren wissen nur zu gut, daß die prinzipielle Wahrung des Erstaufführungsrechtes für die Werke bekannter Autoren in der Regel schon vor der Lektüre versucht wird und nicht das geringste mit der Frage der Annahme oder Ablehnung im einzelnen Falle zu tun hat. Den Herren wäre es niemals gelungen, auch nur den Schein eines Beweises, daß auf Seite des Herrn Schlenther ein Wortbruch vorliegt, zu liefern, wenn sie nicht so glücklich einen Vertrauensbruch, den sie selbst begingen, gegen den Gegner ins Treffen geführt hätten. Die Publikation des Briefes, den Herr Schlenther an den Autor, dem jetzt angeblich ein »Recht« verletzt ist, am 13. Februar gerichtet hat und worin er ihn »*freundschaftlich* vor dem Deutschen Theater in Berlin warnt«, gehört wohl zu den abenteuerlichsten Taktlosigkeiten, zu denen sich je der freche Dünkel gebietender Preßleute verstiegen hat. Es bleibt unerfindlich, wie Herr Schnitzler, den selbst die Bestreiter seiner dichterischen Originalität und Größe bisher als bescheiden wirkenden und dem Cliquentreiben entrückten Literaten zu schätzen wußten, seine Zustimmung zu diesem Schritt und zu dem ganzen Protest erteilen konnte.

Daß die Wiener Öffentlichkeit ihr Urteil über den Autor der »Liebelei« nunmehr ändern und bei den folgenden Aufführungen dieses Stückes vielleicht an der Stelle: »Ich sag' es immer, man soll nicht Briefe schreiben« am kräftigsten applaudieren wird, wäre nun freilich nicht die erschreckendste der Folgen des üblen Handels. Es gibt noch andere, die die protestierenden Herren sicherlich nicht vorausgesehen und sicherlich auch nicht gewünscht haben. Die Stellung des Herrn Schlenther ist auf mindestens zehn Jahre gefestigt. Was dem Manne jederzeit bei seinen Vorgesetzten fast noch mehr als die eigene Höflichkeit genützt hat, ist die Unhöflichkeit der Wiener Tagespresse. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß die Angriffe, die die meisten Burgtheaterkritiker seit Jahr und Tag auf Herrn Schlenther verüben, an maßgebender Stelle darum so geringen Eindruck machen, weil ihre Motive so klar zutage liegen. Herr Schlenther kann oft selbst dem scheinbar sachlichsten Tadel gegenüber auf ein abgelehntes Stück oder auf eine entlassene Schauspielerin hinweisen; und kein größeres Glück konnte ihm widerfahren, als nun in einer zur »Affäre« aufgebauchten internen Angelegenheit so mühelos in's Recht gesetzt zu werden. Die Erwiderung taktvoller als den Protest zu gestalten, war kein Kunststück, und daß Herr Schlenther ein besserer Stilist ist als Herr Salten, der sich darum einbildet, ein besserer Theaterdirektor zu sein, wußte man auch vordem schon. Überraschend war nur, daß der Leiter des Burgtheaters, dem man nach der Darstellung seiner Gegner ein tüchtiges Maß von Hinterhältigkeit zutrauen mußte, in der *Sache* so völlig recht behielt. Der sieghaften Erscheinung des Mannes, dessen Schwäche als Arglist verleumdet wurde und dem zur Erfüllung wie zum Wortbruch in gleicher Weise die Courage fehlt, kann heute kritisches Übelwollen nichts mehr anhaben ...

Was das Vorgehen der sechs Rezensenten so unsympathisch macht, ist die abgeschmackte Lüge von der prinzipiellen Wahrung der »Autorenrechte«, um die es sich ihnen handle. Es ist zu auffallend, daß diese Gesellschaft nur dann, wenn sie gerade mit dem Autor persönlich befreundet und mit dem Direktor gerade persönlich verfeindet ist, prinzipiell die Autorenrechte wahrt. Herr Anton Bettelheim hebt in seinem Münchener Blatte ganz zutreffend hervor, daß Herr Speidel kein Wort verloren hat, als Laube Hebbel's »Nibelungen« jahrelang zurückwies, und nie eine Silbe zugunsten Anzengrubers

sprach, als sämtliche Wiener Bühnen ihn in einem Zeitraum von sechs Jahren nicht aufführten. Wenn ihn und die protestierenden Kollegen dafür das »Verfahren«, das gegen Herrn Schnitzler geübt wurde, »mit aufrichtiger Besorgnis für die Behandlung erfüllt, die heranwachsenden, noch nicht beglaubigten Talenten am Burgtheater zuteil werden mag«, so ist das pure Heuchelei. Wenn die heranwachsenden Talente in einer Wiener Redaktion sitzen und vollends als Kritiker über das Theater schreiben, dem sie ein Stück anhängen wollen, so braucht niemandem um ihr Fortkommen bange zu sein. Räumt man nun auch die Möglichkeit ein, daß die Herren sich selbst einreden konnten, in dem juristisch völlig belanglosen Falle Schnitzler lasse sich eine Rechtsfrage von prinzipieller Wichtigkeit zur Entscheidung bringen, so bleibt noch immer die Frage nach der Kompetenz offen. Es ist für die Beziehungen, die sich in Wien immerdar zwischen Theaterkritik und Theaterkanzlei spinnen, nur zu bezeichnend, daß sich in einer Frage, die schlimmstenfalls die materiellen Interessen des Bühnenauteurs tangiert, zuallererst die Kritiker zum Worte melden. Man hört ordentlich, wie die protestierenden Herren Bahr und Bauer bei der Nachricht von der definitiven Ablehnung des Schnitzler'schen Stückes erschreckt ausrufen: Was heute Schnitzlern passiert ist, das kann morgen auch uns passieren; das »erfüllt uns mit aufrichtiger Besorgnis« für uns und für die anderen heranwachsenden Talente ...

Und könnte eine solche Behandlung ihnen nicht auch an anderen Theatern zuteil werden? Sagen wir z. B.: am Deutschen Volkstheater. Warum protestiert Herr Bahr nicht gegen das Verfahren, das gegen ein zwar »noch nicht beglaubigtes«, wohl aber von ihm entdecktes Talent, gegen einen Herrn Rudolf Holzer, geübt ward? Auch ich stelle »die Qualitäten des Werkes in dem vorliegenden Falle gänzlich außer Diskussion«; ich kenne Herrn Holzer nicht und nicht das Stück und bin nach der von ihm vor etlichen Jahren im Raimundtheater abgelegten Talentprobe nicht erpicht, es kennen zu lernen. Aber ihm ist im Gegensatz zu Herrn Schnitzler, dem höchstens eine Enttäuschung widerfuhr, tatsächlich eine Unbill zugefügt worden. Herr Holzer, der, als sein Stück im Burgtheater von Burckhard angenommen war, vierzehn Monate von zwei Direktoren hingezogen wurde, wandte sich endlich an das Deutsche Volkstheater. Herr Bukovics schloß mit ihm einen Kontrakt, ließ dann das Stück unaufgeführt und bat, ihn aus dem *Kontrakt* zu lassen. Bisher sei keine »Konstellation« für die Aufführung gewesen ... Der junge Autor, der sich natürlich mit dem Theater nicht verfeinden wollte, verzichtete auf sein Recht, erhielt aber von Herrn Bukovics die *ehrenwörtliche* Zusicherung der Aufführung im Herbst 1899. Bis jetzt ist das Werk unaufgeführt. Bukovics weiß immer neue Hindernisse geltend zu machen; der Autor muß sich's gefallen lassen. Mit einem zerrissenen Kontrakt und einem gebrochenen Ehrenwort kann er juristisch nichts anfangen. Wohl aber könnte er sich — und mit mehr Berechtigung als Herr Schnitzler — an die journalistischen Nothelfer wenden. Die Herren müßten dann wieder zur Feder greifen und es »im Interesse der Autorität des Volkstheaterdirektors« für geboten erachten, »daß sein in Ausübung des Amtes hinausgegebenes *Ehrenwort* einer gewissen Verlässlichkeit nicht entbehre«, — wenn schon ein Kontrakt, den es ja im Burgtheater überhaupt nicht gibt, sich als zu unsicher erwiesen hat. Aber ich zweifle, ob Herr Hermann Bahr diesen Protest mitunterzeichnen wird.



**I**n Anerkennung seiner Verdienste um den Ruf, den Herr v. Koerber als Stilitist genießt, ist Herr Dr. Rudolf *Sieghart* zum Sektionsrat ernannt worden. Also wollten jüngst viele zwischen den Zeilen der 'Wiener Zeitung' gelesen haben. Mich dünkt, sie haben nicht alles zu entziffern gewußt, was dort stand. Mag immerhin das Deutsch des Ministeriums Koerber das des Herrn Sieghart sein, wie das Deutsch der früheren Regierungen das der Herren Karminski, Rosner, Freiberg war; mag auch Herr Sieghart das suggestive Wort: Der Staat muß leben! souffliert haben, mit dem Herr v. Koerber, alle anderen Heilmittel verschmähend, an das Krankenlager trat, auf das sich der Staat, fest entschlossen zu sterben, hingestreckt hatte: solche Verdienste könnten kaum den zureichenden Grund dafür liefern, daß der im letzten »Lehmann« noch als Ministerial—Vizesekretär verzeichnete Herr Sieghart in einem halben Jahre Sektionsrat wurde.

Aber ich habe schon einmal auf die wichtige Funktion hingewiesen, die Herr Rudolf Sieghart im Ministerium erfüllt. Als das Ministerium Koerber ins Amt trat, war seine erste Tat die »Reinigung« des Preßbüros. Herr Karminski räumte dem unbescholtenen Herrn Forstner v. Billau den Platz, und das Büro, das bis dahin anerkanntermaßen die eigentliche Zentralregierung Österreichs gewesen war, wurde eine bedeutungslose Auskunftsstelle, an der Journalisten aller Parteien, was sie längst wußten, bestätigt erhalten können. Die Aufgaben aber, die früher das Preßbüro erfüllt hatte, die Aufrechthaltung der Beziehungen der Regierung zur verschämt—offiziösen und darum so unverschämten Presse, wurden Herrn Rudolf Sieghart zugewiesen. Er war das Protektionskind und der Hausfreund der Herren Benedikt und Bacher. Und wenn man erwägt, wie geschmeichelt die Machthaber der 'Neuen Freien Presse' sich fühlen mußten, als ihr Vorschlag über die Besetzung der wichtigsten Stelle in der Regierung entschied, und welche Verpflichtungen die erfolgreiche Protektion seiner journalistischen Gönner Herrn Sieghart auferlegte, so kann man sich weder über die Dienstwilligkeit wundern, mit der die 'Neue Freie Presse' sich dem Ministerium Koerber zur Verfügung gestellt hat, noch über die Bereitwilligkeit, mit der seither die 'Neue Freie Presse' vom Ministerratspräsidium aus informiert wurde. Man versteht, wie trotz der Reinigung des Preßbüros Beziehungen zwischen Regierung und Journalistik weiter bestehen konnten, die es möglich machten, daß die 'Neue Freie Presse' eines Tages mit Bestimmtheit zu melden wußte, der Ministerrat habe die Auflösung des Abgeordnetenhauses bereits beschlossen, während noch am Tage nachher die kaiserliche 'Wiener Zeitung' von der »angeblich in Erwägung stehenden Auflösung des Hauses« sprach. Ein Einwand muß freilich gegen Herrn Siegharts Tätigkeit erhoben werden. Daß es ihm gelang, die freundschaftlichen Beziehungen, die ihn seit langem mit der 'Neuen Freien Presse' verbinden, auch auf das Ministerium Koerber auszudehnen, ist, wenn er auch dafür Sektionsrat geworden ist, kaum ein sonderlich starker Beweis für das diplomatische Talent, das seine Freunde ihm nachrühmen. Nun steht er vor der weit schwierigeren, durch die Eifersucht der 'Neuen Freien Presse' auf ihre Bestinformiertheit noch erschwerten Aufgabe, die guten Beziehungen zu den 'Narodni Listy' wieder herzustellen. Nicht bloß Herr Torsch von der 'Neuen Freien Presse', auch Herr Penicek braucht Nachrichten. Wird Sieghart imstande sein, die beiden Rivalen gleichmäßig zu befriedigen? Der Hofratstitel ist der Preis für die Erreichung dieses Ziels — »aufs innigste zu wünschen«.

Meines Erachtens ist Herr Sieghart den Beweis der diplomatischen Fähigkeiten, die an seinen Vorgängern Freiberg und Rosner so hoch geschätzt wurden, noch schuldig geblieben. Aber Herr Sieghart ist nicht ausschließlich

Diplomat, er ist auch Gelehrter, und auch seine Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaft müssen erörtert werden. Ist er als Protektionskind der 'Neuen Freien Presse' Sektionsrat geworden, so hat er es als Schwiegersohn des Hofrats Karl Samuel *Grünhut* zum Universitätsdozenten gebracht. Noch als Dr. Rudolf Singer hatte er, vom Schwiegervater zur Universitätskarriere bestimmt, aus einigen Seiten der Anton Menger'schen Schrift über das »Recht auf den vollen Arbeitsertrag« ein Büchlein über »Das Recht auf Arbeit« gemacht, ohne freilich damit Beachtung zu wecken. Bald darauf gelang es dem Dr. Singer aber doch, sich einen Namen zu machen. Er lautete: Sieghart. Als Sieghart hat er dann eine Zusammenstellung der Erträgnisse des Lotteriespiels seit dessen Einführung in Österreich publiziert. Als er hierauf um die *venia legendi* an der juristischen Fakultät sich bewarb, erkannte das Professorenkollegium einstimmig, daß seine Verwandtschaft mit Hofrat Grünhut mehr für ihn spreche, als seine Bücher gegen ihn, und Herr Sieghart erhielt die Dozentur. Welches Gewerbe er außerhalb der Räume der Universität betreibt, darum scheinen die Männer der reinen Wissenschaft sich nicht bekümmert zu haben. Denn sonst hätten sie sich wohl die Frage vorlegen müssen, ob nicht die Wissenschaft getrübt wird, wenn sie durch den Kanal fließt, der die Verbindung von Regierung und 'Neuer Freier Presse' herstellt.

\*

Curriculum vitae:

- 1892: Plener, Führer der deutschen Opposition.  
Dr. Rudolf Singer, Parteipreßläufer.
- 1894: Plener, Finanzminister.  
Dr. Rudolf Sieghart wird ins Finanzministerium berufen und der Sektion Böh—Bawerk zugeteilt.
- 1895: Böh—Bawerk, Finanzminister.  
Dr. Rudolf Sieghart wird schleunigst ins Preßbüro abgeschoben.
- 1898: Graf Thun, Ministerpräsident.  
Dr. Rudolf Sieghart wird für patriotische Artikel im 'Fremdenblatt' zum Ministerial—Vizesekretär ernannt.
- 1900: v. Koerber, Ministerpräsident.  
Dr. Rudolf Sieghart wird für gute Notizen in der 'Neuen Freien Presse' zum Ministerialsekretär, hierauf für gute Leitartikel in der 'Neuen Freien Presse' zum Sektionsrat ernannt.

\* \* \*

**D**as 'Fremdenblatt' hat die Stilblüte aus dem Exposee, des Grafen Goluchowski, die es dem Sultan Abdul Hamid II. zu seinem fünfundsiebzigjährigen Jubiläum reichte, wie ich nachträglich bemerke, falsch zitiert. In Nr. 25 der 'Fackel', in der ich einen ganzen Stilblütenkranz aus jenem Exposee niedergelegt habe, kann man den Wortlaut der Äußerung des Ministers nachlesen. »Einen besseren und uneigennützigern Freund als *wir* hat die Türkei gewiß nicht«, hat Graf Goluchowski anfangs Dezember 1899 ausdrücklich erklärt. Freilich war dieser Freund — das scheint das 'Fremdenblatt' neuerlich vergessen zu haben — mit der Aufführung der Türkei nicht sonderlich zufrieden. »Diesem Staate gegenüber«, sagte ich in meiner Besprechung des Exposees des Grafen Goluchowski, »macht er sogar von der pädagogischen Regel, die er sonst beobachtet, eine Ausnahme, der Regel nämlich, daß der Schulmeister sich um häusliche Angelegenheiten nicht zu kümmern habe ...

Er spricht von tiefeingewurzelten Übelständen in der inneren Administration, von gewissenlosen, professionsmäßigen Hetzern etc.« Wie rasch und stark sind doch die Wirkungen der Worte unseres Goluchowski! Kaum drei Vierteljahre sind vergangen, seit die Türkei seinen herben Tadel erfuhr. Und schon hat sie die gerügten Mißstände beseitigt. Denn sonst hätte doch wohl das 'Fremdenblatt' in seinem Leitartikel über Abdul Hamid ihrer Erwähnung tun müssen?

\* \* \*

## Höhepunkt der Parteiverblödung in Österreich.

(Vgl. Nr. 38 der 'Fackel'.)

Unter der Überschrift »Ein Sozialdemokrat als — Vater« brachte das 'Deutsche Volksblatt' am Mittwoch, 12. September einen Gerichtssaalbericht mit der folgenden Einleitung:

»Unter all' den Zukunftstheorien unserer roten Weltbeglucker besitzt die der »freien Liebe« die größte Anziehungskraft. Auf diese Lockspeise »fliegen« so manche »Genossen«, zu ihrem Verderben. Wie weit es mit einem solch' Bedauernswerten kommen kann, der, um als vollgültiger »Roter« zu gelten, auch diesem Programmpunkte der Sozialdemokraten huldigt, wie moralisch tief ein solcher Mensch sinken kann, beweist nachstehendes ungeheuerliches Verbrechen, welches einem »Genossen« und seiner eigenen Tochter zum Vorwurfe gemacht wird. Die Tat dieses *Sozialdemokraten*, für die wir den anständigen Teil seiner Gesinnungsgenossen selbstverständlich nicht verantwortlich machen, ist so abscheulich, so entsetzlich und eines Menschen unwürdig, daß man vor derselben zurückschaudert.

Als wir seinerzeit diesen Fall in einer anderen Stelle unseres Blattes in ausführlicher Weise besprochen hatten, da schwieg sich die 'Arbeiter—Zeitung' gründlich aus. Daß es ihr unangenehm ist, daß der traurige Held der nachstehenden Affäre sogar sozialdemokratischer *Agitator* ist, finden wir begreiflich, allein wo bleibt denn die vielgerühmte Objektivität, die man stets mit großem Geschrei und Geserres in die Welt hinausposaunt, wenn derlei Vorkommnisse entweder nur sehr behutsam berührt oder gar verschwiegen werden, falls es sich um einen »Genossen« handelt?«

Donnerstag, 13. September, antwortete die 'Arbeiter—Zeitung' unter der Überschrift »Gerichtssaallügen des 'Deutschen Volksblattes'« also:

»Warum sollte es sich nicht einmal ereignen können, daß ein Mann, den seine Arbeitsgenossen für vertrauenswürdig gehalten haben, sich als ein Schweinekerl entpuppt. Leute, die sich nicht auf die Verleumdungskunst des 'Deutschen Volksblattes' verstehen, würden davon ebensowenig Aufhebens machen, als etwa wir uns bemühen, jeden »christlichen« Hausherrn, der wegen Schändung verurteilt wird, zu einem christlichsozialen Vertrauensmann zu stempeln. Nun hat aber das 'Deutsche Volksblatt' das entschiedene Pech, daß unter den Sozialdemokraten solche Dinge absolut nicht vorkommen wollen, und daß es sich jedesmal, wenn das 'Deutsche Volksblatt' sich mühselig einen sozialdemokratischen Schweinekerl erfunden hat, herausstellt, daß der Mann den

*Christlichsozialen* zuzurechnen ist. Auch mit Johann Karhan ist es nicht anders. Schon seinen geringen geistigen Fähigkeiten nach wäre dieser Mensch den Christlichsozialen zuzurechnen. Außerdem ist es aber in den Kaisermühlen, wo er zu Hause war, allgemein bekannt, daß er ein *Mitglied der dortigen christlichsozialen Organisation* war. Einige Zeit vor seiner Verhaftung hat sich Johann Karhan, allerdings aus Neugierde, auch in sozialdemokratischen Lokalen herumgetrieben — Vorwand genug, den christlich — sozialen Parteigenossen im Handumdrehen zu einem sozialdemokratischen Agitator umzulügen. Wem es noch zweifelhaft erscheint, welchen Kreisen dieser Johann Karhan entstammt, dem diene zur Kenntnis, daß ihn in der Verhandlung — die übrigens behufs Untersuchung seines Geisteszustandes vertagt wurde — der bekannte christlichsoziale Advokat Dr. Victor *Kienböck* verteidigte. Diese Tatsache war dem Berichtstatter des 'Deutschen Volksblattes' gewiß sehr peinlich, er hat sich aber schlau aus der Schlinge gezogen. Er hat sich nämlich entschlossen, den Druckfehlerteufel als rettenden Engel walten zu lassen, und Dr. Victor Kienböck hatte, als er den Verhandlungsbericht des 'Deutschen Volksblattes' las, die schwierige Aufgabe, sich unter dem Namen Dr. Kinbeck wiedererkennen zu müssen.«

Die Behauptung, daß Dr. Kienböck den Johann Karhan verteidigt habe, war irrtümlich vom Berichtstatter des 'Deutschen Volksblattes' aufgestellt worden. Tatsächlich hatte ihn Dr. Max Hitschmann verteidigt, während Dr. Kienböck der Anwalt der Tochter war. Beide Herren fungierten übrigens als *ex—offo—Verteidiger*. Sogleich, nachdem Dr. Hitschmann den Bericht des 'Deutschen Volksblattes' gelesen hatte, ließ er den Karhan holen und befragte ihn vor Zeugen um seine politische Meinung. Karhan ist ein halbverblödeter Alkoholiker, ist nie in seinem Leben in einer politischen Versammlung gewesen und versteht die Bedeutung der Parteinaamen nicht. Dr. Hitschmann sandte also am selben Tage dem 'Deutschen Volksblatt' eine Berichtigung. Ehe sie noch erschien — das 'Deutsche Volksblatt' ließ ihn bitten, sie zurückzuziehen — hatte die 'Arbeiter—Zeitung' erwidert. Der Verteidiger verzichtete, in der Annahme, die Berichtigung im 'Deutschen Volksblatt' werde genügen, um auch die 'Arbeiter—Zeitung' zur Zurückziehung ihrer Behauptungen zu veranlassen, auf die Absendung einer zweiten Berichtigung. Aber am 14. September hielt das 'Deutsche Volksblatt' »ganz und voll die Behauptung aufrecht, daß derselbe (Karhan) der sozialdemokratischen Partei angehört«, und am 15. September führte die 'Arbeiter—Zeitung' die Berichtigung im 'Deutschen Volksblatt' als schlagenden Beweis der christlichsozialen Gesinnung des Karhan an.

\* \* \*

**D**ie Wiener Handels— und Gewerbekammer klagt in ihrem jüngst erschienenen Jahresberichte, daß von Wirkungen der Aufhebung des Kalender — und Zeitungsstempels wenig zu merken sei. Hingegen hat 'Warrens Wochenschrift' erfahren, daß sich die Ergebnisse des ersten Halbjahres 1900 bei der Steyrmühlgesellschaft »geradezu glänzend gestaltet« haben. In unterrichteten Kreisen schätze man die Mehreinnahme, die die Steyrmühl—Gesellschaft im ersten Semester erzielt hat, auf einen Betrag, der schon jetzt gestatten würde, die Dividende um 50 Prozent ihres vorjährigen Ausmaßes zu erhöhen«. Und da das Geschäft das ganze Jahr hindurch gleich gut geht, läßt

sich hoffen, daß man sie am Schlusse des zweiten Semesters um 100 Prozent wird erhöhen können. Diese Mehreinnahme wird doch die Aktionäre der Steyermühl—Gesellschaft für die Verteuerung der Postgebühren entschädigen können. Die übrigen Bewohner Österreichs aber müssen sich damit abfinden, daß wir nicht nur *von* den, sondern auch *für* die Wilhelm und Mendel Singer, die Bacher und Benedikt regiert werden. Sie werden es nicht mehr verwunderlich finden, daß diese Herren so eifrig für unseren Parlamentarismus schwärmen, wenn sie bedenken, daß unser Parlament in den letzten drei Jahren keine einzige Leistung aufzuweisen hat, als daß es den Zeitungsstempel aufhob — oder richtiger: das Parlament hat ihn achtlos weggeworfen, und die Zeitungsherausgeber haben sich ihn sorgfältig aufgehoben.

\* \* \*

## Die Staatsgewerbeschule

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Die Staatsgewerbeschule, I., Hegelgasse, ist die einzige Anstalt ihrer Art in Wien. Es existiert zwar noch eine ähnliche Anstalt im X. Bezirk, aber diese nimmt Schüler nur nach längerer praktischer Lehrzeit auf. Jene Eltern, deren Söhne sich für einen technischen Beruf qualifizieren, die aber weder Geld noch Zeit haben, so lange zu warten, bis sie sie auf die Technik schicken können — 4 Jahre Volksschule, 7 Realklassen und 4 Jahre Technik, zusammen 15 Studienjahre; häufig aber 5 Volksschul—, 8 Gymnasialklassen und 5 Jahre Technische Hochschule, zusammen 18 Jahre —, sind darauf angewiesen, ihre Knaben nach der 3. Mittelschulklasse in die Staatsgewerbeschule zu senden.

Zur Aufnahmeprüfung, die an dieser Anstalt letzter Tage stattfand, hatten sich über 220 Bewerber gemeldet. Erst durch den vorsitzenden Professor erfuhren sie, daß nur 30 — sage dreißig — Jungen aufgenommen werden könnten. Es seien nur 40 Plätze da, wovon 10 von Repetenten besetzt wären. (Aus dem Schulprogramm ist, die Anzahl der Plätze nicht zu ersehen.) Diese 30 Plätze wurden nun natürlich den Söhnen von Industriellen reserviert. Leuten, die *Geld* genug haben, um ihre Söhne auf die Technik zu senden, mußte man vor allen anderen gefällig sein.

Nun werden Sie glauben, daß innerhalb bescheidener Grenzen doch auch ein wenig auf das Ergebnis der Prüfung Rücksicht genommen wird. Dafür ein Beispiel. Mein Vetter erhielt die Noten: 1, 1, 1, ist jedoch kein »Industriellensohn« und wurde zurückgewiesen, sein Kollege, der das Glück hat, einen großen Fabrikanten zum Vater zu haben, wurde ihm mit der Klassifikation: 3, 2, 2 vorgezogen.

Ich frage nun:

1. Warum existieren an einer so wichtigen und nötigen Lehranstalt nur 40 Plätze?
2. Warum steht das nicht im Schulprogramm, damit vorsorgliche Eltern für ihren Sohn im Falle der Nichtaufnahme rechtzeitig eine andere Bestimmung treffen können?
3. Warum werden die paar Plätze nicht wenigstens den Söhnen armer Eltern reserviert, die nicht auf die Technik können? Ist der Staat eine Unterstützungsanstalt für reiche Großindustrielle?



#### 4. Wozu dienen Aufnahmsprüfungen, wenn nicht einmal die beste Arbeit eine Chance für die Aufnahme eröffnet?

\* \* \*

I nseratenagenten klagen, über einen interessanten Fall von angeblicher Schmutzkonzurrenz, der ihnen in ihrer Berufssphäre neulich aufgestoßen sei. Herr Sektionschef *Exner*, der »Generalkommissär« auf der Pariser Weltausstellung, hat nämlich in seinem nimmermüden Betätigungseifer nach einem Ersatz für die niedergelegte Professur an der Hochschule für Bodenkultur gesucht. Herr Exner dachte nach und fand, daß er eigentlich nur eines noch nicht gewesen sei: ein tüchtiger, platzkundiger Inseratenagent. Und so ging er denn hin und ließ an die österreichischen Aussteller das nachstehende Rundschreiben ergehen: »Euer Hochwohlgeboren! Der ... (hier folgt der Name eines Pariser illustrierten Blattes), das *beste* und *weitverbreitetste* der illustrierten Blätter Frankreichs, hat dem k. k. Generalkommissariat vorgeschlagen, eine eigene Nummer, lediglich den österreichischen Abteilungen auf der Pariser Weltausstellung gewidmet, herauszugeben. Da sich der Annehmbarkeit dieses Vorschlages nichts gegenüberstellt und im Hinblick auf den *großen Erfolg*, den bereits Schweden in einer solchen Spezialnummer dieses Blattes erzielte und der von Österreich durch das weitaus größere zur Verfügung stehende Material übertroffen werden könnte, hat das k. k. Generalkommissariat die Herausgabe einer solchen Publikation beschlossen. Dieselbe wird in dem aus beiliegendem Prospekt ersichtlichen Format in 20.000 Exemplaren erscheinen. Der Verkauf von 12.000 solcher Exemplare ist bereits gesichert. Schweden hat die Beiträge der sich an diesem Unternehmen speziell beteiligenden Firmen nach folgendem Maßstab fixiert: *Für die ganze Seite 500 Francs, für die halbe Seite 300 Francs, für die Viertelseite 100 Francs*, an welchem Maßstab auch wir festhalten zu können glauben. Ich erlaube mir an Euer Hochwohlgeboren die Anfrage zu richten, ob Sie gesonnen wären, sich an dieser Publikation zu beteiligen und uns unter gleichzeitiger Bekanntgabe des Raumausmaßes anzugeben, ob Sie auf *bildliche Darstellung und begleitenden Text* oder *bloße textliche Erörterungen* oder endlich bloß auf ein Inserat reflektieren. Über die Modalitäten der Einzahlung würde wir uns erlauben, Euer Hochwohlgeboren nach Mitteilung Ihres Beschlusses zu informieren. Indem ich Sie bitte, mir Ihre Entschließung mit Rücksicht auf die besondere Dringlichkeit der Angelegenheit ehestens womöglich mittels Depesche, zukommen zu lassen, zeichne ich hochachtend Exner, k. k. Generalkommissar.« Herr Exner versucht es also, wie man aus diesem imponierenden Bettelbriefe ersieht, vorerst in einem Pariser Journal. Es ist aber jedenfalls Aussicht vorhanden, daß der Mann, wenn wir ihn erst wieder in Wien haben, sein Talent auch in den Dienst der Wiener Inseratenpresse stellen wird. Heute mögen es unsere Redaktionen, die über die Pariser Ausstellung in so spärlichen Annoncen referiert haben, bereuen, daß es ihnen nicht rechtzeitig eingefallen ist, sich der bewährten Kraft des Herrn Exner zu versichern. Hätte er von allem Anfang an die Sache in die Hand genommen, so wäre uns das beschämende Schauspiel erspart geblieben, in einem Weltblatte wie der 'Neuen Freien Presse' immer wieder dieselben Reklamenotizen über ein paar österreichische Firmen zu finden, und in die ganze Geschichte wäre sicherlich ein internationaler Zug gebracht worden. Man tut darum auch entschieden Unrecht, hier von Schmutzkonzurrenz, unlauterem Wettbewerb u. dergl. zu sprechen. Herr Exner ist der *geborene* Inseratenagent, sowie der Handelsminister Herr v. Call, der kürzlich in einem Rundschreiben den Ankauf eines Ausstel-

lungswerkes empfahl, der geborene Kolporteur ist. Oder halten sich die Annoncensammler am Ende über den billigen Tarif auf, den ihr neuer Kollege den Firmen offeriert? Dann sollten sie erst recht nicht klagen, sondern bewundern. Herr Exner ist ein geschickter Mann, und die Tätigkeit des Inserentenfangens nimmt ihn nicht einmal voll in Anspruch. Er hat sogar, wie man mir mitteilt, Stunden, wo er überhaupt nichts zu tun hat. Dann ist er Generalkommissar. Als solcher sitzt er an einem Tisch des Restaurants in der »österreichischen Abteilung«. Der Saal ist leer, und Herr Exner kann nichts entdecken als zwei Kokotten, die wie er auf Fremdenzug vergebens warten. So sitzt er da und repräsentiert Österreich. Dem Besucher, der sich in diese Abteilung verirrt, bietet sich zu jeder Tageszeit derselbe Anblick: Herr Exner, der ehemalige Naturforscher, über die Definition eines Hohlraumes nachdenkend, und die zwei Kokotten. Die Pariser haben für den Bereich Exner'schen Wirkens eine hübsche Bezeichnung gefunden. Österreichisches Generalkommissariat übersetzen sie in: PAVILLON DES COCOTTES ...

\* \* \*

## Die Bahn des Verderbens

Zahllose Zuschriften, die sich auf den in Nr. 51 enthaltenen Klageruf eines Südbahnpassagiers beziehen, beweisen mir, daß die Erregung über die zum Himmel, aber nicht bis zum Chlumecky stinkende Mißwirtschaft auf der Südbahn eine allgemeine ist. Einem der Briefe entnehme ich die folgende Beschreibung: »Gestern fuhren wir am Abend von Baden nach Wien. In einem Waggon zweiter Klasse sitzen zusammengepfercht fast lauter Passagiere mit III.—Classe—Billett. Nach Abfahrt von der Station Baden bemerken wir, daß der Waggon nicht beleuchtet ist. In Mödling wird uns auf unser Ersuchen um Licht überhaupt nicht geantwortet. In Liesing verspricht man uns von Mödling an, der letzten Station vor Wien, Licht. Dialoge in Meidling: Der Kondukteur: 'Es geht nicht, es is brochen!' Ein Passagier: 'So geben Sie doch Ihre Laterne in das Coupe Der Stationsbeamte: 'Steigen S' aus, wenn S' Ihnen net passt!' Der Passagier. 'Ja, wohin steigen, es ist ja kein Platz!' Der Beamte: 'Nehmen S' Ihna an Extrazug!' ... « Ein beständiges Ärgernis bilden auch die Zugsverspätungen auf der Südbahn, die klipp und klar beweisen, daß die von dieser Aktiengesellschaft ausgegebene »Fahrordnung« keinen anderen Zweck hat, als den, durch ihre Einschaltung die Zeitungen zu bestechen und die Öffentlichkeit über den pünktlichen Abgang der Pauschalien aus den Büros der Südbahngesellschaft und deren pünktliche Ankunft in den Administrationen der Tagesblätter zu informieren. Der geregelte Verkehr zwischen dem Verwaltungsrat und den Journalen kann indes doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Verkehr auf der Bahnstrecke täglich den fatalsten Unregelmäßigkeiten ausgesetzt ist, und die schönsten Inserate vermögen das Publikum nicht mehr über die Entgleisungen, Zusammenstöße und Tötungen von Bediensteten zu beruhigen, die namentlich in den letzten Wochen wieder das Einerlei der Südbahnärgernisse unterbrochen haben ...

\*

Quousque tandem? ... Im vorletzten Sessionsabschnitte unseres Parlaments ersuchte mich der Abgeordnete Hofmann v. Wellenhof, ihm jene Nummern der 'Fackel' zukommen zu lassen, in denen die Südbahnwirtschaft aufgedeckt war. Ich vermutete, daß es sich um eine Aktion der Deutschen Volkspartei oder deren steirischer Gruppe gegen die Südbahn handle, und beeilte mich, dem Wunsche des Abgeordneten zu entsprechen. Am 16. März

dankte Herr Dr. v. Hofmann »Für die so liebenswürdige Zusendung« und fügte die Worte hinzu: »Leider gelangt unser Dringlichkeitsantrag in Südbahn—Angelegenheiten in diesem Sitzungsabschnitte nicht mehr zur Verhandlung. Doch soll aufgeschoben nicht aufgehoben sein — ich hoffe im Mai das schätzbare Material verwerten zu können«. Leider haben unsere deutschen Politiker auch im Mai andere Sorgen gehabt, und von einem Dringlichkeitsantrag gegen die Südbahn hat man offenbar deshalb nichts gehört, weil die radikalen Abgeordneten sich dabei beruhigt hatten, daß die Hilferufe des reisenden Publikums bei einem Zusammenstoße auf der Südbahnstrecke noch immer in deutscher Sprache ertönen. Und die Herren hätten es doch so leicht gehabt, dem Chlumecky den Garaus zu machen. In Nr. 36 der 'Fackel' hatte ich ihnen den Weg gewiesen. »Und hier will ich«, hieß es, »jene Abgeordneten, die im nächsten Sessionsabschnitte eine kräftige Aktion gegen die Südbahn, aber eigentlich zu Gunsten der wahren Interessen des Unternehmens einzuleiten denken, auf den § 47 des *Gesetzes* vom 19. Mai 1874 (*über Eisenbahnbücher*, Manz'sche Gesetzesausgabe, Band XVIII) verweisen. Dort heißt es: Bei der Verwendung des Einkommens, welches durch eine gerichtlich oder im Verwaltungswege verhängte Sequestration erzielt wird,... haben den in einer Eisenbahneinlage eingetragenen Hypothekarforderungen diejenigen Forderungen *voranzugehen*, welche durch die *für den ordentlichen Betrieb* der als Hypothek dienenden bücherlichen Einheit *erforderlichen Leistungen* entstanden sind (Betriebsauslagen) ...' Was die Regierung der Südbahn jetzt vorzuschreiben hat, sind aber offenbar Leistungen, die für den ordentlichen Betrieb erforderlich sind. Und die *Sequestration* ist das einzige Mittel, den Anforderungen des ordentlichen Betriebs den Vorrang vor den Ansprüchen der Prioritäre zu verschaffen, der ihnen, wenn schon nicht von der Südbahnverwaltung, so doch sicherlich von der Regierung, zuerkannt werden muß.«

\* \* \*

## **Die kurze Geschichte einer »Jüdischen Volkspartei«**

wird »berichtigt«. Der »Jüdische Volksverein« (unterschrieben ein Herr namens Eltbogen) sendet die folgende Zuschrift:

Auf Grund des § 19 des Preßgesetzes fordern wir die Aufnahme der nachstehenden Berichtigung der in dem Artikel »Die kurze Geschichte einer ‚Jüdischen Volkspartei‘« in Nr. 51 der Zeitschrift 'Die Fackel' enthaltenen Mitteilungen: Es ist unwahr, daß Herr Rappaport in die Leopoldstadt ging und den »Jüdischen Volksverein« gründete; wahr ist daß der »Jüdische Volksverein« von einem Komitee gegründet wurde, das sich aus ehrenhaften Männern vieler Wiener Bezirke zusammensetzte. Es ist unwahr, daß sich sofort zehn arme jüdische Agenten fanden, die dem neuen Verein beitraten und Herrn Rappaport als ihren Führer anerkannten; wahr ist, daß der Verein gleich nach der Gründung über 600 Mitglieder zählte, die sich aus allen Bevölkerungsklassen der Wiener Judenschaft rekrutierten. Es ist unwahr, daß der »Jüdische Volksverein« nach sechs Monaten 30 Mitglieder zählte; wahr ist, daß er nach dieser Frist über 1000 Mitglieder hatte. Es ist unwahr, daß Herr Sigmund Bergmann sein Licht über den »Jüdischen Volksverein« ergießt; wahr ist, daß Herr Sigmund Bergmann weder Ausschußmitglied des »Jüdischen Volksvereines« ist, noch sich sonst um die Interessen des Vereines kümmert. Es ist unwahr, daß der

»Jüdische Volksverein« bald wegen Mangels an Mitgliedern aufgelöst werden wird; wahr ist, daß der Verein heute 2432 Mitglieder zählt, stetig wächst und eben ein neues großes Vereinslokal bezogen hat, daß somit von Auflösung des Vereines keine Rede sein kann.

— — — — —  
Und das 'Jüdische Volksblatt' (unterschrieben ein Herr namens Munk) sendet die folgende Zuschrift:

Auf Grund des § 19 des Preßgesetzes fordere ich die Aufnahme der nachstehenden Berichtigung der unter der Spitzmarke »Die kurze Geschichte einer 'Jüdischen Volkspartei'« gebrachten Mitteilungen in die nächste Nummer Ihres Blattes: Es ist unwahr, daß Herr Bergmann noch jetzt sein Licht über das 'Jüdische Volksblatt' ergießt; wahr ist, daß Herr Bergmann mit der Redaktion des 'Jüdischen Volksblattes' gar nichts zu tun hat. Es ist unwahr, daß das 'Jüdische Volksblatt' nicht gelesen wird; wahr ist, daß das 'Jüdische Volksblatt' in mehreren tausend Exemplaren seit fast zwei Jahren versendet, somit auch von den Abonnenten gelesen wird.

\*

Auch Herr Sigmund Bergmann, der Drucker des 'Jüdischen Volksblattes' verlangt die Aufnahme einer Berichtigung. Er wünscht zu konstatieren, daß er kein neuer Stern ist, daß er Ideale hat, daß er Geld und Prozente nicht nur von Juden, sondern auch von anderen Leuten nimmt, daß er lesen und schreiben kann, daß er agitatorisches Talent besitzt und daß er endlich überhaupt kein Gänseschmalz verbraucht. Ich erweise ihm den Gefallen, all' dies festzustellen, wenn auch nicht im Wege des von den beiden anderen Einsendern genügend mißbrauchten § 19. — So schlechte »Politiker« und »Journalisten« die Herren von der jüdischen Volkspartei auch sein mögen, als so vorzügliche Geschäftsleute haben sie sich seit Erscheinen der Nr. 51 der 'Fackel' gezeigt. Mit der Geschicklichkeit von Roßtäuschern haben, sie die Kritik zur Reklame für ihre Zwecke auszunützen verstanden. Sie begnügten sich nicht damit, an allen Ecksteinen und den Wänden der Bedürfnisanstalten in der Leopoldstadt Plakate anzubringen, die zum Lesen des 'Jüdischen Volksblattes' aufforderten, nein, unter dem Vorwand einer »Berichtigung« haben sie es sogar verstanden, die 'Fackel' als Insertionsorgan zu mißbrauchen. Nachdem ein Herr Eltbogen, »Präsident« des »Jüdischen Volksvereines«, bestritten hat, daß Herr Rappaport in die Leopoldstadt ging und den »Jüdischen Volksverein« gründete, bemüht er sich, die Vorzüge dieses Vereines plausibel zu machen. Der Verein zählte gleich bei seiner Gründung 600 (!) Mitglieder, nach einem halben Jahr über 1000 (!! ) und heute bereits über 2432 (!!!). Tretet dem »Jüdischen Volksverein« bei; gegen den Erlag von bloß einem Gulden pro Mitglied »vertritt« er ein ganzes Jahr die diversen »jüdischen Interessen«! Es ist unwahr, daß der »Jüdische Volksverein« bald aufgelöst wird, denn er hat soeben ein neues, großes Vereinslokal bezogen. Tretet dem Verein bei und Ihr habt das Recht, Euch in diesem schönen Vereinslokal so lange aufzuhalten, bis die Judenfrage gelöst ist! ... Weiß Herr Eltbogen nicht, wie der Verein diese gewaltige Mitgliederzahl erreicht hat? Weiß er nicht, daß es noch nicht gar so lange her ist, daß in den Geschäftshäusern der inneren Stadt ein vom Verein eigens zu diesem Zwecke gemieteter Mann mit einer Sammelbüchse und einem Sammelbogen vorsprach und so lange dem Chef und dem Personal im Wege stand, bis man ihm einen Gulden gab und ihn hinauswarf? Den Gulden steckte er in die Büchse und schrieb sich sodann den Namen der Firma, die ihn hinausgeworfen, mühsam ab. Und nicht genug, daß man den Leuten einen Gulden ab-

nahm, stempelt man sie jetzt noch zu Mitgliedern des »Jüdischen Volksvereines«. Ist das nicht undankbar? Ein Herr Munk, »Redakteur« des 'Jüdischen Volksblattes', »berichtigt«, daß es unwahr sei, daß das 'Jüdische Volksblatt' nicht gelesen wird. Im Gegenteil: Das 'Jüdische Volksblatt' wird »in mehreren tausend Exemplaren versendet« und — ist deshalb ein wirksames Insertionsorgan! ... Das schönste an den beiden Berichtigungen ist, daß sowohl der »Jüdische Volksverein«, als auch das 'Jüdische Volksblatt' Herrn Sigmund Bergmann zu verleugnen suchen. Warum denn, Ihr Herren? Hat Euch denn der ja gewiß nicht ganz saubere Sigi Bergmann gar so arg kompromittiert? Es ist doch bekannt, daß er — aus purer Gefälligkeit natürlich — nach Hollitschers Entlassung das 'Jüdische Volksblatt', so gut er eben konnte, redigiert hat; es ist bekannt, daß Herr Bergmann der »Chefadministrator« des 'Jüdischen Volksblattes' war — und es vielleicht jetzt noch ist. Es ist aber auch bekannt, daß Herr Bergmann an der Seite des Herrn Rappaport, Versammlungen besuchte und dort — Reden hielt. Und es ist sogar bekannt, daß Herr Rappaport, als er zum »Ehrenpräsidenten« des »Jüdischen Handwerkervereines« gewählt werden sollte, den Vorschlag machte, Herrn Bergmann in den Ausschuß zu wählen, was der Verein natürlich ablehnte. — Und nun zum Schluß: Der § 19 des Pressgesetzes ist oft genug mißbraucht worden, aber das Kunststück, aus einer Berichtigung eine Reklame zu machen, ist doch den Herren von der Jüdischen Volkspartei vorbehalten geblieben. Dergleichen Annoncen bleiben jedoch in der 'Fackel', wie ich den Herren leider eröffnen muß, ohne jede Wirkung.

\* \* \*

**E**in Herr Agassi, Sprachlehrer in Wien, hat kürzlich, wie man aus den Tagesblättern weiß, der Polizeibehörde mitgeteilt, er habe in einer vor Jahren gekauften, seither unbenutzten englischen Grammatik eine Tausendguldennote gefunden. Herr Agassi erbat Bescheid, was er mit dem Funde zu tun habe. Man belehrte ihn, daß die Banknote zu deponieren sei. Sie sei nicht mehr in seinen Händen, erwiderte der Sprachlehrer. Er hatte, zu vorsichtig, um eine so große Summe bei sich zu tragen, das Geld in der Sparkasse hinterlegt. Das Sparkassenbüchlein übergab er dem Polizeibeamten. Was war nun zu tun? Man hatte dem redlichen Finder zu danken und den Vorfall, wie's auch geschah, durch die Blätter bekannt zu machen, damit der Verlustträger sich melde. Aber der Scharfsinn unserer Polizei entdeckt auch in den scheinbar einfachsten Dingen seltsame Verwicklungen. War es nicht befremdend, daß ein Sprachlehrer eine Grammatik jahrelang nicht benützt haben wollte? Und ist eine Grammatik nicht ein merkwürdiger Aufbewahrungsort für eine Banknote? Wenn aber einer wirklich eine Tausendguldennote in einer Grammatik versteckt haben sollte, warum nur eine, warum nicht mehrere? Niemand kann bezeugen, daß Herr Agassi nicht ungezählte Tausender in seiner englischen Grammatik gefunden hat. Wenn er jetzt den Fund des einen eingesteht, tut er's vielleicht aus Reue, vielleicht aus Furcht, erwischt zu werden, vielleicht aus Vorsicht, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Dabei war er aber schlau genug, nicht die Banknote selbst, deren Nummer ja auf die Spur der anderen, verheimlichten Tausender hätte führen können, sondern bloß ein unverfängliches Sparkassenbuch zu deponieren. Aber einen Wiener Polizeibeamten vermag auch der Schlaueste nicht zu übertölpeln. Die Polizeibehörde brachte den Vorfall zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft, setzte die schweren Verdachtsgründe auseinander und — gegen Herrn Agassi ist das *Verfahren wegen Fundverheimlichung eingeleitet* worden. Der Mann, der mir hiervon

Mitteilung gemacht hat, meint freilich, es werde wieder niedergeschlagen werden. Um so nötiger sei es aber darum, daß die Öffentlichkeit wenigstens aus der 'Fackel' erfahre, wie erfolgreich sich Polizei und Staatsanwaltschaft um die Erziehung der Bevölkerung zur Redlichkeit bemühen. Wer sich bei uns als Finder eines Zaums meldet, mag ja nicht glauben, daß ihm die Behörde nicht auf den Diebstahl des Pferdes kommen wird, das einst den Zaum getragen ...



»Die Bildschnitzer«, ein Einakter des Herrn Karl Schönherr, der die scène—à—faire auch tatsächlich zu »machen« versteht, haben neulich dem Deutschen Volkstheater den ersten ungelogenen Erfolg seit langer Zeit gebracht. Am Leidenslager eines braven Mannes werden seine Gattin und der Freund, der in den Tagen harter Not die Familie erhielt, sich der Liebe bewußt, die mählich in ihnen gekeimt ist. Der schwerkranke Mann sieht den ersten Kuss dieser schuldlosen Liebe, denkt des Glücks, das sie den Liebenden bieten wird, wenn er nicht mehr da ist, sie zu stören, und wendet vom Anblick des Paares, und vom Leben sich ab ... Am Morgen nach der Erstaufführung las ich die Wiener Blätter: Lob über Lob, das insbesondere der psychologischen Vertiefung des Dichters galt, der doch in Wahrheit ein Theatraliker von großer Begabung ist. Was aber die Zeitungen als Psychologie des Dichters lobten, das waren — die Mißverständnisse der Herren Kritiker. Daß Herr Julius Bauer die einfache Handlung nicht begriffen hat, ist nicht verwunderlich. Wer die humoristischen Inhaltsangaben Ibsen'scher Stücke, die sich Herr Bauer im 'Extrablatt' so oft geleistet, kennt, war sicherlich nicht erstaunt, wenn er in der Inhaltsangabe der »Bildschnitzer« las: »... der Alte ist so empört, daß er Äußerungen fallen läßt, die das *ehebrecherische Verhältnis* des Peratoner zu der Frau seines Freundes *enthüllen*. Dem Kranken gehen nun die Augen auf über die grenzenlose Güte des Bildschnitzers.« Als Entschuldigung für Herrn Julius Bauer muß bemerkt werden, daß er einen »Ehebruch« brauchte, weil er sonst den Einakterabend des Deutschen Volkstheaters nicht als »internationale Ausstellung von Ehebrüchen« hätte bezeichnen können und also keinen »satirischen« Gesichtspunkt gehabt hätte, von dem aus der Abend zu betrachten war. Im gleichen Mißverständnis wie Herr Bauer befanden sich — ohne alle Entschuldigung — die Kritiker der 'Reichswehr' und der 'Deutschen Zeitung'. Sie alle jedoch übertraf der Referent der 'N. Fr. Presse'. Nach ihm ist das ehebrecherische Verhältnis weit älter, als die Kollegen meinten, so alt, daß es längst Folgen gehabt hat. Den Inhalt des Stückes erzählt er also: »Die Not führt ein armes Weib zur Untreue, die Not, welcher der Tod sich unheimlich verbindet, läßt diese Treulosigkeit entdecken, und in seiner Not vereinigt der sterbende betrogene Gatte um eines Kindes willen, *das nicht das seine ist*, Frau und Geliebten.« Man hat oft genug der Wiener Kritik vorgeworfen, daß sie dramatische Produkte nicht zu beurteilen vermöge. Aber, wer will wissen, ob die Werturteile unserer Kritiker nicht vielleicht ganz richtig ausfallen würden, wenn sie nur erst den Gang der Handlung verstünden? Wie unberechtigt ist der Vorwurf, der Ludwig Speidel so oft gemacht wurde, daß seine Kritiken bloße Inhaltsangaben seien. Sie sind doch wenigstens *richtige* Inhaltsangaben.

## »Goethe—Bund«

Aus Berlin erhalte ich den folgenden Situationsbericht:

Sie leben! — die liberale Presse als berufene Hüterin der höchsten und heiligsten Güter jubelt es in die aufhorchende Welt. Die freiwilligen Sittenpolizeibeamten für Literatur und Kunst nämlich, die in teuflischer Selbstironie sich »Goethebündler« getauft, haben ihres idealen Strebens erste Etappe erreicht: Der oberste Vorgesetzte der Berliner Schutzmannschaft, alias Polizeipräsident, hat die Ernennung der Sachverständigen—Kommission »gutgeheißen«, und diese hat sich konstituiert. Die Zeitungsnotiz, die das Ereignis kündigt, sagt leider nicht, wie lange dieser mit dem Namen »Goethe« getriebene Unfug reklamegieriger Schriftsteller, geschäftseifriger Verleger und kurzsichtiger Professoren noch währen wird. Und doch ist's die höchste Zeit, die Glacéhandschuhe abzuwerfen und mit kräftiger Faust dem Tamtam ein Ende zu machen, der zu einem sogenannten »Kulturkampf« geschlagen wird, in Wahrheit aber auf elenden Verrat, auf jämmerliche Prostitutionierung der Schaffensfreiheit hinausläuft.

Dem kundigen und nüchternen Beobachter allerdings konnte bereits in der berühmten Rathausversammlung nicht verborgen bleiben, welche Tierchen der kreißende Berg gebären würde. Der Berliner freisinnige Magistrat hatte der Redesucht eitler Sudermänner die Hallen geöffnet, die er der Ehrung eines Giordano Bruno verschloß. Wer unbefangen in jener Versammlung, an deren Schluß der Schöpfer der »Heimat<sup>1</sup>« mit einem erhabenen Geschäftstrick alle Anwesenden als Bundesgenossen proklamierte, die Ansprachen prüfte, der wußte, was die Glocke geschlagen. Man hörte Herrn Dernburg, Gardisten des 'Berliner Tagblatt, sentimental um Kaiser Friedrich<sup>2</sup> klagen und den Markgrafenbildner Professor Eberlein etwas über Wilhelm II. als den kaiserlichen Schirmherrn der Kunst und über das Gewähren gnädigen Gehörs ablesen.

Und bei dieser Couleur sind die Streiter gegen »Büttel und Pfaffen«, gegen »Säbel und Kutte« geblieben: Der gesegneten Judenschutztruppe — Patent Rickert — stellen sie nun eine Polizeischutztruppe an die Seite. Übrig bliebe nur, ihre Mitglieder auch mit äußerlichen Legitimationszeichen auszurüsten; für Ludwig Pietsch z. B., den unsterblichen Sänger dekolletierter Damentoi-letten, wäre nichts charakteristischer, als eine Blechmarke ...

V. Fr.

\*

Die Herren vom »Goethe—Bund« waren bestens bemüht, sich selbst die Satire auf ihre Bestrebungen zu liefern. Aber nicht einmal dazu reichte ihre Kraft. Erst als ihnen neulich die Berliner Polizei zu Hilfe kam, ward der gewünschte Lacherfolg erzielt. Ich denke hier nicht nur an die »Guttheißung« der Sachverständigen—Kommission. Die literarische Schutzmannschaft feiert noch andere Triumphe. Jeden Tag gibt uns der Draht von neuen Kunde. Die

1 Schauspiel Sudermanns, 1893

2 Kaiser Friedrich - gekrönt und gestorben im Dreikaiserjahr 1888

Berliner Zensurbehörde, die vor dem lex—Heinze—Rummel das Konfiskationsgeschäft recht lässig betrieb, ist jetzt der Sache auf den Geschmack gekommen. Und sie macht sich nun den Spaß, den Herren zu zeigen, wie töricht ihr Wüten gegen ein Gesetz war, das die Bestimmung des Ausmaßes künstlerischer Freiheit den deutschen Gerichten überantworten wollte. Die deutsche Verwaltung besorgt jetzt in viel umfassenderer Weise, was die klugen Kämpen von der lex Heinze befürchtet hatten. Sie zeigt, wie im Deutschen Reiche das längst geltende Gesetz, wenn es nur straff gehandhabt wird, der literarischen Freiheit gerade hundertmal so oft ein Bein stellen kann, wie der so hitzig bekämpfte »reaktionäre« Gesetzentwurf. Das Theater wird von den Gerichten nicht »geknebelt« werden; aber die Freiheitskämpfer müssen es sich gefallen lassen, daß es von der Polizei verboten wird. Täglich wird uns aus Berlin von neuen und ganz verblüffenden Zensurverboten berichtet. Und weil denn die Reaktion im Reiche schon einmal bei so guter Laune ist so hat sie jüngst die Herren Blumental & Kadelburg zu Märtyrern der dichterischen Tantiemenfreiheit gemacht. Das heißt wirklich, zum Spott den Schaden fügen.

\* \* \*

**I**n den »Studien zur Kritik der Moderne«, der Sammlung jener Interviews, durch die Herr *Hermann Bahr* als Reporter der 'Deutschen Zeitung' zu Beginn der Neunziger Jahre verschiedene berühmte Männer belästigte, ist auch die Schilderung eines Gesprächs enthalten, das Bahr mit *Maurice Barrès* geführt hat. Für diesen Dichter hat ja Herr Bahr damals und später geschwärmt, solange bis er aus dem cher confrère des interessanten Franzosen zum »Bruder Bahr« wurde, dem natürlich in den Zeiten der »Affäre« die Schwärmerei für den eifrigen Antidreyfusard Barrès von Herrn Wilhelm Singer untersagt ward. Wie nun Herrn Bahrs Gesinnung gegen Barrès seit Jahr und Tag gewechselt hat, so ist vielleicht auch sein Urteil über *Friedrich Nietzsche* nicht dem gleich geblieben, das in jenem Gespräch enthalten ist. Dies erste Urteil aber, das gerade jetzt des aktuellen Interesses nicht entbehrt, lautet wörtlich: »Ich kenne so ziemlich den ganzen Nietzsche, aber ich kann auch die große Bewunderung nicht begreifen und nicht teilen. Man darf das ja jetzt in Deutschland nicht sagen, aber ich halte ihn auch nur für einen recht geschickten und amüsanten Feuilletonisten, der freilich, was bei uns sehr selten und darum wirklich ein Verdienst ist, *einen leserlichen Stil* schreibt«. Herr Eduard Poetzl, der diesen Ausspruch Bahrs gewiß kennt, scheint seinen Redaktionskollegen nicht für einen berufenen Richter über Leserlichkeit des Stils, Nietzsches Stil aber für mehr als bloß leserlich zu halten. Dessen Vorzüge hat er also nach des Philosophen Tod in einem hübschen Feuilleton dargelegt. Aber sollte Bahr bei Nietzsches Tode schweigen? Er erzählt in jenem Artikel über Barrès so nett, wie er den Zutritt zu dem Dichter dem Mitleid der braven Concierge verdankte, der er sich vorstellte als ein »armer Journalist, der verloren ist, wenn er um seine Zeilen kommt«. Durch das gleiche Argument hat er jetzt wohl den Kollegen Poetzl zu rühren gewußt, und Poetzl ging sogar so weit, Herrn Bahr den Lesern, die ihm doch sicherlich Verständnis für Philosophie nicht zutrauen, als den »berufenen Kollegen«, der über Nietzsche schreiben werde, zu empfehlen. Die Leser haben dann freilich nach der Lektüre des Bahr'schen Feuilletons Herrn Poetzl desavouiert. Sie fanden, Herr Bahr habe eigentlich gar nichts über Nietzsche gesagt, nur in allzu deutlichen Anspielungen von sich selbst gesprochen. Und doch sei der Überwinder Nietzsche ein Kämpfer gewesen, dem Herrn Bahrs Methode, jede Richtung zu überwinden, indem er ihr den Rücken kehrt, gänzlich fremd war. In den lauten Ruf: Nietz-



sche ist tot, es lebe Bahr!, in den er am Schlusse seines Feuilletons ausbrach, hat niemand eingestimmt. Niemand will glauben, daß jetzt Hermann Bahr berufen sei, den »Typus des neuen Künstlers«, den, wie er sagt, Nietzsche aufgestellt hat, »erfüllend auszuführen« ...

\* \* \*

Vor etwa einem halben Jahre haben die Wiener Tagesblätter gemeldet, daß ihre Musikkritiker gegen den Konzertagenten Kugel eine Ehrenbeleidigungsklage eingebracht hätten, weil Herr Kugel in seine Spesenrechnung für eine Konzertgeberin 400 Gulden als Zahlung »an Wiener Kritiker« eingestellt hatte. Die Musikkritiker aber hatten kein Geld erhalten und würden schon in der Zumutung, Geld zu nehmen, eine Beleidigung erblicken. Bald darauf vernahm ich, daß die Staatsanwaltschaft gegen Herrn Kugel das Verfahren wegen Betruges eingeleitet habe. Da die Kritiker aller Blätter die Geldannahme leugneten, war es doch offenbar, daß der Konzertagent die 400 Gulden, die er verrechnete, in die eigene Tasche gesteckt hatte. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich aber kürzlich, daß das Verfahren gegen Herrn Kugel wieder eingestellt worden ist. Er hat also jedenfalls nachgewiesen, daß er die 400 Gulden wirklich an Kritiker abgeführt hat. Die Wiener Musikkritiker aber haben eingesehen, daß demnach der Ehrenbeleidigungsklage jedes Substrat fehlt. Zur solidarischen Wahrung ihrer Ehre braucht es jetzt kein gerichtliches Verfahren mehr; es genügt, daß man solidarisch die Namen jener, die von Kugel Geld erhalten haben, verschweigt. Dabei fällt keinem ein, daß es der vielberufenen »Standesehre« noch zuträglicher wäre, ohne gerichtliches Verfahren rücksichtslos die Namen jener preiszugeben, die sie verletzt haben. Was schlägt's übrigens, ob einzelne Kritiker Geld nehmen? Ich will den Herren die tröstlichen Worte zitieren, die ihr Kollege Hermann Bahr — freilich lange, bevor er im 'Neuen Wiener Tagblatt' landete und mit Gerechten und Ungerechten in innigster Concordia sich vereinigte — niedergeschrieben hat: »Daß ein Kritiker sein Urteil nach der Zeile für Zigarren oder auch, wenn es einem bequemer ist, für bares Geld verkauft, ist gewiß nicht schön. Aber es beweist nichts gegen die anständige Kritik, neben der überall Erpresser sind, wenn sie sich auch freilich anderswo wenigstens nicht in die erste Reihe drängen.«

\* \* \*

**A**m 70. Geburtstage der Ebner—Eschenbach hat niemand die Bedeutung der Dichterin in so prägnanten Worten zugestanden, wie Herr Moritz Necker. In der 'Neuen Freien Presse' widmete er ihr zwar ein längeres Feuilleton, in dem er den Nachweis zu führen suchte, daß sie »eine neue Kultur« in Österreich geschaffen. Umso kürzer faßte er sich im 'Extrablatt', woselbst er einfach erzählte, wie er, da der Kaiser der Baronin Ebner die Medaille verlieh, der Dichterin gesagt habe, er finde »das Vorgehen des Monarchen *nur in der Ordnung*.«

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

*Politiker.* Gewiß, das 'Neue Wiener Tagblatt' ist ein »demokratisches Organ«. Dafür spricht seine Gesinnung. Es ist aber auch ein »Organ der Deutschen in Österreich«. Dafür spricht sein Stil. Der politische Schmock des Blattes will aus dem Lobe, das der Kaiser jüngst der Staatstreue der polnischen Abgeordneten gespendet hat einen gelinden Vorwurf für die Tschechen heraushören. Der Kaiser hat kein Wort des Tadels gegen irgend eine Partei ausgesprochen, und Schmock versichert, daß der Tadel, den der Kaiser nicht ausgesprochen hat, unmöglich an die Adresse der Deutschen gerichtet sein könne. Und warum nicht? Weil der Kaiser überhaupt nichts gesagt hat? Nein: weil »auf dem GEBIETE DER BEREITWILLIGKEIT UND DES ENTGEGENKOMMENS gegenüber den Staatsanforderungen die Deutschen jahrzehntelang unerreichte und, was namentlich hervorzuheben ist, TADELLOS UNEIGENNÜTZIGE KLASSIKER gewesen sind.« Ob Herr Wilhelm Singer als Chefredakteur tadellos und uneigennützig ist, weiß ich nicht; aber daß er auf dem Gebiete des Entgegenkommens gegenüber den Anforderungen der deutschen Sprache ein Klassiker ist, geht aus dem angeführten Beispiel zur Evidenz hervor.

*Leser.* Sie finden in der 'Neuen Freien Presse' eine Danksagung, die also konstruiert ist: »UNMÖGLICH, auf die zahlreichen mir vom In— und Auslande aus Anlaß ... ANTWORTEN ZU KÖNNEN, BRINGE ICH all den verehrten und lieben Freunden ... « Unterzeichnet ist diese Erklärung von einem PROFESSOR Dr. Peschka. Darüber dürfen Sie sich nicht wundern, Die Sprachverpöbelung, die die Entwicklung des modernen Zeitungswesens mit sich bringt, ist eben bereits eine so allgemeine, daß sie auch vor den Schranken der akademischen Bildung nicht mehr Halt macht. Wie könnte übrigens eine Danksagung in einem Blatte anders stilisiert sein, dessen Theaterreferent (ich glaube, der gefürchtete st—g) von einem Theaterzettel spricht, der »sich mit einer älteren Idee prahlt«? Und an anderer Stelle hieß es dort kürzlich: »Eine Hundert—Guldennote in Zehn—Guldennoten umzuwechseln, bot geradezu unabsehbare Schwierigkeiten, ES SEI DENN, daß der Besitzer geneigt gewesen wäre, seine Taschen mit hundert Silbergulden zu füllen.« Dann also ging's notdürftig ... Die albernen Schmöcke, die es »kleinlich« finden, wenn ich hie und da der 'Neuen Freien Presse' Stilblüten entnehme, verstehen nicht, daß es sich immer wieder darum handelt, die Schuld der Journalistik an der sprachlichen Unkultur, die über uns hereingebrochen ist, nachzuweisen. Könnte man dies in einem Lande, dessen ganzes Geistesleben von der Tagespresse besorgt wird, besser als durch Zitate aus dem führenden Blatt tun, dessen ethische wie formale Haltung dem Publikum noch immer eine Art Offenbarungsglauben einflößt?

*Sportsman.* Sie sind von der Generosität des 'Neuen Wiener Tagblatt' entzückt. »Die fortschreitende Entwicklung des Fußballsports in Österreich« — verkündet es — »hat uns dazu veranlaßt, der Österreichischen Fußball—Union einen POKAL ALS PREIS für ihre Meisterschaftskämpfe anzubieten«. Der Pokal ward sofort der 'Neue Wiener Tagblatt'—Pokal getauft. Aber die Großmut des Blattes kennt keine Grenzen. Soeben hat es feierlich die Spende angezeigt, und schon beginnt es, auch noch die Firma zu loben, die den Pokal liefern soll. Da heißt es wörtlich: »Was nun den Pokal selbst anlangt, so können wir heute seinen Wert noch nicht bestimmen. Wir haben nämlich nicht die Absicht, irgend einen Pokal zu kaufen und der Fußball—Union zur Verfügung zu stellen; der von uns gespendete Ehrenpreis soll vielmehr ein Kunstgegenstand sein, in dessen Ausstattung seine Bestimmung, als eine im Fußballwettkampf errungene Trophäe, zur Geltung kommt. Da der 'Neue Wiener

Tagblatt'—Pokal erst im nächsten Frühjahr zum ersten Male gewonnen werden kann, zu seiner Fertigstellung somit genügend Zeit vorhanden ist, so haben wir uns mit der Firma Thenn und Kauba in Verbindung gesetzt, die uns schon einmal, anlässlich des ersten Exelberg—Motocycle—Rennens, den damals von uns gespendeten Ehrenpreis, ein in Silber getriebenes Motocycle, in WAHRHAFT KÜNSTLERISCHER WEISE ANGEFERTIGT HAT. WIR SIND DAVON ÜBERZEUGT, DASS DIE FIRMA THENN UND KAUBA ALLES AUFBIETEN WIRD, UM AUCH DIESMAL DEM RUF E IHRES ATELIERS EHRE ZU MACHEN. Die Österreichische Fußball—Union wird mit dem 'Neuen Wiener Tagblatt'—Pokal zufrieden sein können«. Nun kann wohl kein Leser der Sportbeilage des 'Neuen Wiener Tagblatt' mehr zweifeln, daß auch die Firma Thenn und Kattba großmütig sein wird ...

*Forscher.* Unter dem Titel »WISSENSCHAFTLICHE RESULTATE« schreiben Sie: Am 7. September brachte die 'Neue Freie Presse' Nachrichten über die Rückkehr jener Polarfahrer, die unter Führung des Herzogs der Abruzzen stehen. Es heißt dort wörtlich: »Die WISSENSCHAFTLICHEN Resultate sind befriedigend, es wurden 40 Eisbären und ein Walross gefangen.« — Italien und die Wissenschaft können also mit diesen hochwichtigen Ergebnissen zufrieden sein. Wahrscheinlich hält die 'Neue Freie Presse' die sonst noch gemeldeten Ereignisse auch für wissenschaftliche Resultate, das sind: In Zelten gefrorene Stiefel, schadhafte Maschinen, eingedrückte Schiffsseite, Hundefleischkost durch 100 Tage, 3 Verstorbene, 4 Vermißte und zwei abgefrorene herzogliche Finger.

*Hutmacher und Kammerlieferant C. Z.* Sie schreiben: »Ersuche den Artikel im naturwissenschaftlichen Fachblatte der 'Neuen Freien Presse' vom 13. September zu lesen und Herrn Dr. Ludwig Karell darüber zu belehren, daß der Konsum von Hasenhaaren mit Zylinderhüten gar nichts zu tun hat und daß diese Kopfbedeckung, die ja auch Seidenhut heißt, aus Seide verfertigt wird«. — Definition: Ein FACHBLATT DER 'NEUEN FREIEN PRESSE' ist, wenn nachher die Fachmänner kommen und sagen, daß alles unrichtig war.

*Ingenieur.* Sie schildern eine Fahrt auf der Bahnstrecke »Hietzing—Mödling« der Dampftramway—Gesellschaft vormals Krauss & Comp.: »Die Abfahrtszeit eines jeden Zuges ist zwar fahrplanmäßig festgesetzt, bleibt aber doch unbestimmt, da man sich erst dann in Bewegung setzt, wenn die Waggons überfüllt sind. Ist die Verladung des Publikums vollzogen, so erfolgt die Abfahrt. Diesmal mit bloß 6 Minuten Verspätung; doch was sind der Dampftramway—Gesellschaft 6 Minuten im Vergleiche zu einem geologischen Zeitalter? Man dürfte deshalb nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß es nicht immer bei den 6 Minuten bleibt, zumal da ja diese Zeit durch eine Beschleunigung, im Gefälle der Bahn, ohne Dampfverbrauch, wieder eingebracht werden kann. In Neu—Hietzing bleiben wir auf offener Strecke stehen, weil ein Lastenfuhrwerk das Bahngleise verlegt hat. Unter vereinter mühevoller Teilnahme an der Flottmachung des Fuhrwerkes — seitens der hierzu befähigten und willigen Interessenten — erfolgt nach Ablauf von 12 Minuten die Weiterfahrt. Währenddessen wartet schon circa 8 Minuten der Gegenzug zur Kreuzung auf der Haltestelle Lainz, wenn er nicht zufällig sein vis—à—vis kennt und sich gleichfalls verspätet hat. Ist die Kreuzung vorbei, so geht es im Freien rücksichtslos vorwärts, daß den Insassen des dahinrasenden Rumpelkastens die Aussicht, jeden Augenblick an die Lainzer Tiergartenmauer geschleudert zu werden, angst und bange macht. Wie weit die zulässige Fahrgeschwindigkeit da überschritten wird, ermittelt gewiß kein Kontrollapparat, sonst wäre der Betriebsleitung das Handwerk schon längst gelegt worden. In der Haltestelle »Perchtoldsdorf—Hochstrasse« sind auf diese Art von den versäumten 18 Minuten bereits 12 und in Mödling alle 18 eingebracht, freilich — aus triftigen

Rücksichten auf die k. k. General—Inspektion der österr. Eisenbahnen ohne Verzeichnung im Stundenpasse. Eine dem Eisenbahn—Publikum nicht geläufige Verschlussvorrichtung der Plateaus an den Waggons, deren Öffnung durch den einfachen Druck auf einen an der Oberkante der Waggontüre unauffällig angebrachten Knopf bewerkstelligt werden kann, bildet bei der Kürze des Aufenthalts in den einzelnen Haltestellen und der ängstlichen Eile der Aussteigenden gleichfalls einen Übelstand. Der Passagier muß an der Waggontüre so lange klopfen und stoßen, bis ihn irgendein Eingeweihter — nicht etwa der Kondukteur — aus der unangenehmen Situation befreit. Aber das Absteigen macht nicht allein auf den Haltestellen, sondern auch in der Endstation Mödling außergewöhnliche Schwierigkeiten, da ja nicht lauter Turner mitfahren, die von der Höhe des Trittbrettes in die Tiefe des Schotterbettes zu springen geneigt wären; eine Hebung des Perrons durch Nachschotterung wäre da dringend zu wünschen. Bemerkenswert sind auch die Mängel des Oberbaues, den das fahrende Publikum während der Fahrt nicht sieht, nur spürt, während das Streckenpersonal ihn weder spürt noch sieht oder vielleicht gar nicht sehen soll. Es ist also nicht zu verwundern, wenn soeben, bei Abschluß dieser Zuschrift, die Nachricht von einer ENTGLEISUNG vor der Einfahrt in den Ort Mauer eintrifft. In den Zeitungen heißt es: 'Die Entgleisung erfolgte durch Lockerung einiger Schrauben' ... «

*Herrn G. A. Grüwell, Globetrotter.* Sie sollten Herrn Verganis Beispiel folgen und in Hinkunft den Baedeker abschreiben; dann werden Sie Unrichtigkeiten, wie jene, von denen Ihr letztes Reisefeuilleton in der 'Neuen Freien Presse' strotzt, vermeiden. Unter anderem: Die Amsterdamer nennen ihren Tiergarten nicht »natura artis magistra«, sondern bloß »Artis,. Komisch sind Sie als Übersetzer holländischer Wörter. »Spoorweg« heißt Eisenbahn und darf nicht durch »Spurweg« wiedergegeben werden. »Schildern« bedeutet Malen; es hat also keinen Sinn, im Deutschen das Wort »Schilderkunst« zu bilden, wenn man einfach von Malerei sprechen will. Waren Sie übrigens tatsächlich in Amsterdam und haben Sie wirklich vom Amsterdamer Hafen aus den »köstlichen Blick auf das Meer« getan? Sie glücklicher Entdeckungssender! Sie sind der Erste, dem es gelungen ist, von dort aus das Meer zu sehen.

*Confuser Leser.* Auf freien Fuß gesetzt wurde der Börsenkontorsinhaber KNÖPFLMACHER. Der Börsenkontorsinhaber THALBERG war stets auf freiem Fuße. Das Gesetz, das jene, die »gewöhnheitsmäßig in gewinnsüchtiger Absicht andere unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinnes zu Börsenspekulationsgeschäften verleiten«, mit Gefängnis und Ehrverlust bestraft, gilt ja nur im Deutschen Reich.

*Dr. Kopf.* Dank und herzliche Empfehlung!

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.  
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.